

## Das "Bestiarium" von Pierre Casè

Einer der Vorzüge von Pierre Casès Kunst war es immer, den geheimen Ursprung der Kunst zu erforschen, um so nach dem Sinn unserer Existenz zu fragen; damit steht er im Gegensatz zur heutigen Welt, die erkennbar die Zeichen der Vergangenheit tilgen möchte zugunsten einer von Tag zu Tag erneuerbaren Gegenwart. Die "Mauern" seines Hauses, der Spiegel, in den er täglich schaut, sind zum persönlichen geistigen Gehalt geworden, zum Umfeld, in dem er sich erkennt, zum Ort, von dem aus er zu den Abenteuern des Geistes und der Hand aufbricht. Das Holz, das Blech, der Ruß und das abgestandene Wasser haben die Zeit überdauert und sind schließlich bei ihm angekommen, um in seinem Geist neues Leben eingehaucht zu bekommen und Bild zu werden. Die Wahrheit wohnt immer jenseits des Scheins, jenseits der Vorstellung, die von Gewohnheit und Brauchtum bestimmt ist, jenseits von Verhaltensweisen, die das Leben nur streifen, ohne es zu leben, ohne es wirklich zu besitzen. Jetzt ist für ihn der Augenblick herangereift für die "Bestiarien", ein großer Ast, der vom Hauptstamm seines Schaffens abzweigt und es mit neuen interpretativen Lösungen anreichert.

Im Mittelalter waren die "Bestiarien" Bücher, die wirkliche oder imaginäre Tiere beschrieben; sie mussten sich dazu eignen, gewisse verhaltensmäßige und charakterliche Eigenheiten des Menschen zum Ausdruck zu bringen. Zwischen den beiden Bereichen bestand also eine enge Beziehung, die im Laufe der Zeit verloren ging, bis vor wenigen Jahrzehnten aber noch auf dem Land und im Gebirge überlebte, wo das Leben der Tiere und ihrer Besitzer oder der Menschen, die sich gewohnheitsmäßig in ihrer Nähe aufhielten, parallel verlief.

Mit "Antiche presenze: il bestiario" möchte Pierre Casè auf visuell traumatische Weise diesen Moment der Krise hervorheben, die ihn aus nächster Nähe betrifft (er wohnt im historischen Teil eines Dorfes der Valmaggia im Kanton Tessin) und deren Reflexe auch uns alle betreffen, die wir unweigerlich immer mehr den Kontakt zur Natur mit ihrem Rhythmus, ihrem Treiben und ihren Verführungen verlieren. Die dazu gewählte künstlerische Herangehensweise beruht auf einigen Überlegungen: die Kuh mit Hörnern, ein Schweizer Mythos, existiert nicht mehr, seitdem dem Kalb gleich nach der Geburt die beiden knöchernen Hornansätze an der Stirn kauterisiert werden. Wenn die hornlosen Rinder größer werden, können sie in Ställen zusammengepfercht werden, ohne einander zu verletzen. Die Transhumanz, die Wanderweidewirtschaft, wird inzwischen nicht mehr betrieben. Die Kühe sind nicht mehr in der Lage, lange Strecken zurückzulegen.

Andererseits betreffen Veränderungen im Verhalten der Tiere nicht nur die Tierwelt, sondern die ganze Welt, sie haben Auswirkungen auf vertraute Verfahrensweisen und fest verwurzelte Gewohnheiten. So hat zum Beispiel das massive Bienensterben in China den neuen Beruf des Bestäubers hervorgebracht.

Den kreativen stofflichen Prozess, den Casè vor drei Jahren anlässlich der Biennale di Venezia in der Scuola Grande della Misericordia eingeleitet und auf der Ausstellung im Castelgrande von Bellinzona erneut vorgeschlagen hat, setzt er nun fort, indem er mit rostigen Blechen hantiert (die aggressive Farbe, „schneidend“ und changierend, rührt von der Oxydation und von der folgenden „Blüte“ des Eisens her), um die Geschichte

zur erzählen (im Rhythmus der Dinge, die die Natur verändert und die sie dabei, je nach dem Fortschritt des Zerfalls, mit verschiedenen Farbtönen beschenkt), die uns nach und nach im Stich lässt, sich verbraucht und uns verbraucht. Er benutzt dazu suggestive und traumatische Installationen. Er hat nämlich die Schädel von Tieren gesammelt, wobei ihm die Behinderung durch die Bürokratie einige Mühen verursacht hat. So kamen Schädel von Kühen, Ochsen, Ziegen, Schafen und Eseln zusammen, die die Weiden seiner Gegend bevölkerten, dazu die Schädel von Tieren, die den Menschen begleiten, wie Katzen und Hunde und weitere Bewohner der Wälder und Felslandschaften (Füchse, Dachse, Wildschweine, Hirsche und Steinböcke), alle fanden sie Eingang in seine Anklage.

Ebenfalls traumatisch zur Szene gehören zehn menschliche Schädel. Sie sind auf einem vertikalen Gerüst paarweise oder einzeln auf der Spitze von weißen Stöcken angebracht und wirken wie düstere Blütenkelche, deren Blätter aus metallischen Wellenformen mit ihrem Strahlenkranz aus Stacheldraht bestehen. Diese Paneele sind nebeneinander im Kreis aufgestellt und scheinen sich um den Betrachter zu schließen, dadurch entsteht im Betrachter ein vervielfachtes Gefühl der Schuld und der Beklemmung. An zentraler Stelle sticht ein Buch mit Tiergedichten von Angelo Casè, des Bruders von Pierre, hervor. Schließlich begleiten einige ausgeschnittene Körper- und Kopfprofile von Exemplaren dieser Fauna die scharfkantige Darstellung dieses Stoffes und bieten ein weiteres Motiv zu Reflexion und zu Verwirrung, als senke sich das Magma des Gedächtnisses seit den verlassenen Zeiten der Erinnerung bis auf uns herunter, um uns mitleidlos an die Schuld zu mahnen, die wir gegenüber einer verratenen Natur haben, einer Natur, die wir im Stich gelassen haben, um uns in das Delirium der Omnipotenz und der Selbstzerstörung zu stürzen.

Das Drama, das sich unaufhaltsam vollzieht, entfaltet sich erst recht in der Sequenz der großen horizontalen Bleche, die Schritt für Schritt die Momente einer schuldigen Nostalgie herausarbeiten, sichtbar geworden in der düsteren, schmucklosen, luziden Zurschaustellung der tierischen Skelette. Die weißen Köpfe, von allen organischen Resten gereinigt, erheben sich in zerbrechlicher marmorartiger Mimesis vom durchbohrten Sockel, auf dem sich ruhen, und scheinen unseren Blick den verwaisten Augenhöhlen eines solchen Blickes zu entreißen.

Andere Erinnerungen sind den Hörnern anvertraut, stolz emporgestreckt von ihren ehemaligen Besitzern, oder den Zahnreihen, die, zu einem spöttischen Grinsen geraten, keinen Betrachter ungeschoren davonkommen lassen. Man steht betroffen vor den geschwungenen Hauern des Wildschweins oder dem merkwürdig zugespitzten Schädel des Dachses oder vor dem düsteren Grinsen eines Pferdes oder der eitlen Zurschaustellung des Geweihs eines Hirsches. Wir sind wie ihr, scheinen sie zu sagen, und die Motivbeigaben zu diesen Tafeln wirken wie das Refugium einer wenig wahrscheinlichen, auf jeden Fall aber verspäteten Reue. Solche Reue müsste nicht nur das Bienensterben miteinbeziehen, das sich in China und andernorts vollzieht, sondern aufgrund der grassierenden Luftverschmutzung den gesamten Planeten.

Pierre Casè hat sich extra einen Zusatz und ein Memento ausgedacht, etwa hundert Fliesen, wobei er das von den Bienen erzeugte Wachs benutzt hat, um die optische

und taktile Wirkung der rostigen und (in jedem Sinn) schneidenden Materialien zu dämpfen, die auch hier wieder mit ihren Eigenschaften seinen Gestaltungsprozess prägen.

Durch dieses provokant ostensive Verfahren will der Tessiner Künstler fortfahren in seiner gewissenhaften Erkundung der Materie, die in bestimmten Situationen mit unserem Gedächtnis verknüpft ist, mit unserem Bewusstsein, mit unserem Leben. Ausgehend von den Mauern der alten Behausungen des Maggia-Tales, an denen eine mehrere Jahrhunderte umfassende Geschichte ihre Spuren hinterlassen hat, ist er nun bei den rostigen Lebensspuren der Bleche gelandet, in denen die magische Zeit bestimmter Orte zusammengefunden hat: Venedig ist ein verführerisches Symbol unerreichbarer Schönheit und ihres korrosiven Zerfalls. Nicht umsonst ist es sein bevorzugter und oft aufgesuchter (im Geist und in der Wirklichkeit) Ort der Beobachtung und der Ausstellung.

Jetzt stehen wir vor der drohenden, rätselhaften und beunruhigenden Aggressivität dieser Schädel mit ihrem scheinbar unbedeutenden Beiwerk, das dazugehört oder ihr Schein ergänzt, und wir stehen vor dazugehörigen Zusammenhängen, um einen weiteren Erkenntnisschatz zu heben. Es sind allesamt Kapitel aus demselben Buch des Lebens, seiner Kümernisse und seiner schuldhaften Orientierungslosigkeit. Pierre Casè setzt Form- und Wahrnehmungskontraste ein, um den Blick zu verletzen, um das Gewissen zu wecken, um einen Schrei auszustoßen, der den Schleier der Oberflächlichkeit und der Gleichgültigkeit zerreißt. Damit der Mensch zum eigentlichen Sinn seiner selbst vorstoßen kann.

*Luciano Caprile*